Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 181

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PLÄDOYER FÜR EINE VIELFÄLTIGE ARCHIVLANDSCHAFT

Zehn Jahre Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte Ostschweiz. Eine Archivbegehung und ein Gespräch mit den Vorstandsmitgliedern Marina Widmer und Jolanda Schärli. von Christina Genova

Das Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte Ostschweiz feiert dieses Jahr seinen zehnten Geburtstag. Seit dem Anfang mit dabei ist die Geschäftsführerin des Archivs Marina Widmer. Die Soziologin hat einiges von dem, was sie archiviert, auch selbst miterlebt und mitgestaltet. Die Mitbegründerin der Politischen Frauengruppe PFG und der Frauenbibliothek Wyborada ist eine der engagiertesten Protagonistinnen der Neuen Frauenbewegung in der Ostschweiz. Zu uns gesellt sich Jolanda Schärli, Historikerin und ebenfalls Vorstandsmitglied. Die beiden Frauen führen mich durch das Archiv.

Was in den unzähligen Schachteln aus säurefreiem Karton lagert, dokumentiert die Lebenswelten und die Geschichte von ganz unterschiedlichen Frauen und Frauenorganisationen, die in den letzten beiden Jahrhunderten ihre Spuren hinterlassen haben. Geschichte, die lange marginalisiert oder ignoriert worden ist, wird für einmal konsequent aus der Genderperspektive betrachtet. In diesem Bereich hat das Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte eine Pionierrolle übernommen. Denn was nicht archiviert wird, droht unwiederbringlich in Vergessenheit zu geraten und hat letztendlich gar nicht existiert. «Unsere Stärke liegt in der Vernetzung, ohne die eine aktive Akquirierung von Archivalien gar nicht möglich wäre und ein so kleines und spezialisiertes Archiv wie das unsrige niemals an genügend Materialien herankommen könnte», sagt Marina Widmer. «Mittlerweile besteht eine Vertrauensbasis, sodass wir immer wieder Vor- oder Nachlässe auch von Privatpersonen erhalten.» Darunter befinden sich unter anderem der Vorlass der ersten Bundesrichterin der Schweiz, der Ostschweizerin Margrith Bigler-Eggenberger sowie der Nachlass der Schriftstellerin Elisabeth Gerter, Autorin von «Die Sticker».

Zufall und Hartnäckigkeit

Immer wieder aber müssen die Archivarinnen mit ansehen, wie wertvolle Dokumente vernichtet werden, ohne etwas dagegen tun zu können. «Man hat vor unseren Augen Tagebücher in den Abfalleimer wandern lassen», erzählt Marina Widmer. Manchmal gelingt es nur dank viel Glück, gewisse Unterlagen zu retten. Das Archiv der Gründungsjahre der FDP Frauen St.Gallen zum Beispiel kam durch Zufall bei einer Estrichräumung durch das Antiquariat Lüchinger zum Vorschein. Es braucht aber auch eine tüchtige Portion Hartnäckigkeit, um an interessante Archivalien zu gelangen. Die St.Gallische Vereinigung für Kinder- und Jugendschutz, die heutige Beratungsstelle für Familien, wurde von den Archivfrauen mehrmals telefonisch kontaktiert. Sie erkundigten sich nach möglichem Archivmaterial, erhielten jedoch immer wieder dieselbe abschlägige Antwort: «Wir haben nichts.» Da entschlossen sie sich, persönlich vorbeizugehen, und siehe da, im Estrich fanden sich dann doch noch etliche Schachteln mit Material.

Zu den Beständen des Archivs gehören auch die Unterlagen der St.Galler Frauenberatungsstelle Infra, die 1977 gegründet und 1992 aufgelöst wurde. Infra war eine von zahlreichen Gruppierungen der Neuen Frauenbewegung, die kurze, aber wichtige Blüten trieben und in vielen Gesellschaftsbereichen Sensibilisierungs- und Aufbauarbeit leisteten. So hat die Infra als erste Organisation Beratungen zum Thema Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch angeboten. Zu den ältesten Quellen des Archivs gehören die so genannten «Brautbriefe». Es sind Briefwechsel zwischen Brautpaaren, die vor etwa 150 Jahren geschrieben wurden. Das Archiv wird vervollständigt durch eine Plakate- und Fotosammlung und einer Fachbibliothek zur Frauen-, Geschlechter- und Sozialgeschichte.

Pläne für die Zukunft

Auch nach zehn Jahren gibt es noch viel zu tun. Die nicht sortierten oder nur rudimentär geordneten Archivalien, die noch auf eine Erschliessung warten, füllen einen ganzen Raum (geschichtsbegeisterte Freiwillige sind jederzeit willkommen!). Stets sind zu wenig Geldmittel vorhanden, um die vielen Projekte, die man im Kopf hat, auch umsetzen zu können. Doch die Verantwortlichen lassen sich durch die permanente Suche nach Geldquellen nicht zermürben. Man schmiedet Pläne und möchte in Zukunft verstärkt Archivalien im Bereich der sozialen Bewegungen und der Migration akquirieren. Wenn aber der ganze Betrieb fast ausschliesslich auf Freiwilligenarbeit beruht, dauert halt alles ein bisschen länger.

Saiten: Marina Widmer und Jolanda Schärli, welche Bilanz zieht ihr zum zehnten Geburtstag des Archivs für Frauen- und Geschlechtergeschichte Ostschweiz?
Marina Widmer: Eine überwiegend positive. Es ist toll, dass es in der Ostschweiz so viele Frauen gibt, die Lust haben, etwas zu machen. Wir haben viele Ideen, und es herrscht eine sehr gute Stimmung.
Jolanda Schärli: Unser einziger Frust ist, dass wir nie Zeit haben.
Marina Widmer: Das sind die Auswirkungen der mangelnden Finanzen, da dann halt alles auf das Ehrenamt geht. Das bindet uns zurück.

Füllt das Frauenarchiv immer noch eine Lücke in der Archivlandschaft?
Jolanda Schärli: Die primäre Aufgabe des Staatsarchivs besteht nicht in der Betreuung von Privatnachlässen. Grundsätzlich ist es aber egal, an welches Archiv die Materialien gehen. Hauptsache, sie gehen nicht verloren.
Marina Widmer: Frauen zögern wohl generell noch viel eher als Männer, ihre Vor- oder Nachlässe überhaupt an ein Archiv abzugeben, weil sie ihr Leben als zu unspektakulär empfinden. Da hat das Frauenarchiv mit seiner Niederschwelligkeit einen Vorteil.

Grundlegende Diskussionen über die Zukunft des Frauenarchivs fanden 2006 statt. Die Mehrheit der Vereinsmitglieder lehnte eine Integration ins Staatsarchiv ab. Wenn ich es richtig verstanden habe, hat man euch damals das Messer an den Hals gesetzt und gesagt: Entweder ihr integriert euch, oder sonst gibt es kein Geld mehr.
Marina Widmer: Ja, genau so war es. Wir haben eine Zusammenführung mit dem Staatsarchiv abgelehnt, weil sonst das Archiv auseinandergerissen und damit die ganze Aufbauarbeit, die wir geleistet haben, zerstört worden wäre. Auch wollten wir Vorteile des Frauenarchivs wie dessen Niederschwelligkeit erhalten.
Jolanda Schärli: Ganz simple Dinge wie zum Beispiel der Zugang zu den Beständen wären wichtig gewesen für uns. Nach einer Integration ins Staatsarchiv hätten wir die Bestände nur noch anschauen gehen können wie jede andere Benutzerin auch. Es wäre wohl auch zu einer Reprivatisierung gekommen, denn nicht alle Donatorinnen hätten ihre Archive im Staatsarchiv sehen wollen.

Es gab aber auch in euren eigenen Reihen Konflikte darüber, welches die beste Lösung fürs Frauenarchiv wäre. Drei Vorstandsmitglieder sind damals zurückgetreten.
Marina Widmer: Ein Teil der Mitglieder wollte das Archiv abgeben, ein anderer Teil sagte nein dazu. Diejenigen, die für eine Integration waren, vertraten die Meinung, dass das Archiv ohne Eingliederung ins Staatsarchiv längerfristig schwierig aufrechtzuerhalten sei. Sie haben sich dem Druck gebeugt.

«Viele Frauen zögern, ihre Vor- oder Nachlässe überhaupt an ein Archiv abzugeben, weil sie ihr Leben als zu unspektakulär empfinden.»

Wie könnte denn eine Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv aussehen?
Marina Widmer: Das Problem liegt nicht beim Staatsarchiv, wir arbeiten ja mit dem Staatsarchiv zusammen. Wir schotten uns nicht ab, und wir haben zum Beispiel auch am Archivtag mitgemacht. Wir erhalten einfach kein Geld vom Staat.

Wie sieht es mit Nachwuchs fürs Frauenarchiv aus? Wo bleibt die Generation der Zwanzig- bis Vierzigjährigen?
Marina Widmer: Wir haben Kontakt zu jungen Frauen, zu Lizentiandinnen und Praktikantinnen, die bei uns gearbeitet haben und sich sehr für unsere Arbeit interessieren.
Jolanda Schärli: Leider ist es so, dass sich ausser den Studentinnen erst Leute über vierzig für Geschichte interessieren.
Marina Widmer: Wir möchten in der Ostschweiz den Diskussionszusammenhang von an Sozial- und Gendergeschichte interessierten Leuten aufrechterhalten. Es gibt zwar den Historischen Verein, der etabliert ist und jährliche Veranstaltungen organisiert. Wir streben jedoch eine andere intellektuelle Auseinandersetzung an.

Wo seht ihr euch in zehn Jahren? Was wünscht ihr euch für das zwanzigjährige Jubiläum?
Marina Widmer und Jolanda Schärli: Wiederkehrende jährliche Beiträge und ein bis oben gefülltes Frauenarchiv.
Marina Widmer: Wir haben schon eine Vision, was gut wäre in der Archivlandschaft im Kanton St.Gallen. Im Zeitalter des Internets ist es absurd, dass jedes Archiv im Kanton gesondert gesucht werden muss. Kleine Archive sind noch gar nicht im Internet vertreten. Wünschenswert wäre es, all diese Archive untereinander zu vernetzen, zum Beispiel durch eine gemeinsame Internetplattform. So würde auch die Vielfalt der Archivlandschaft zu Tage treten. Die Vision wäre, dass nicht immer alles ins Staatsarchiv wandert, die Vielfalt sollte eine Stärke ergeben.

Bild: Christiane Dörig

Marina Widmer und Jolanda Schärli retteten manchen Nachlass vor dem Papierkorb.

Sammeln, sichern, Geschichte vermitteln

Das Archiv für Frauen und Geschlechtergeschichte sammelt und sichert Materialien zur Geschichte der Frauen und der Geschlechterbeziehungen in der Ostschweiz. Ein weiterer Schwerpunkt besteht in der Geschichtsvermittlung. Dazu gehören die Organisation von Veranstaltungsreihen und die Mitarbeit an Publikationen wie dem Buch «Blütenweiss bis rabenschwarz. St.Galler Frauen – 200 Portraits» zum Kantonsjubiläum 2003 und dem 145. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen zum Thema «Neue Frauenbewegung».

Hinter dem Archiv steht ein Verein mit hundertdreissig Mitgliedern und ein siebenköpfiger Vorstand, der ehrenamtlich arbeitet. Initiiert wurde das Frauenarchiv von den Gleichstellungsstellen der Kantone St.Gallen und Appenzell, der Frauenbibliothek Wyborada und der Dokumentationsstelle zur Geschichte der Frauen in der Ostschweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Letztere war die Vorläuferin des Archivs für Frauen- und Geschlechtergeschichte, das dank einer staatlichen Anschubfinanzierung im August 1999 seine Arbeit aufnahm.

Das zehnjährige Jubiläum wird mit verschiedenen Aktivitäten begangen. Es ist ein Quellenband in Planung, bereits hat man eine Ausstellung zu Iris von Roten nach St.Gallen geholt. Im November wird die Migrationsaustellung «Der lange Abschied» zu sehen sein, ergänzt mit einem Ostschweizer Teil. Dazu wird ein Rahmenprogramm in Zusammenarbeit mit dem Centro Socio Culturale Italiano und der Fachhochschule für Soziale Arbeit organisiert.

Das Archiv nimmt jederzeit Materialien von Frauenorganisationen und sozialen Bewegungen, aber auch Vor- und Nachlässe von Privatpersonen entgegen.

Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte Ostschweiz, Florastrasse 6, 9000 St.Gallen.
Öffnungszeiten auf Anfrage: Tel. 071 222 99 64.
Mehr Infos: www.frauenarchivostschweiz.ch

Friedliche Atmosphäre beim Spiel Nyon – St.Gallen. Fast wie in Woodstock.
Bild: Daniel Kehl

AUSFLÜGE ZUM UNSCHULDIGEN, TROSTLOSEN UND GROSSZÜGIGEN FUSSBALL

Rückblick auf die Saison des FC St.Gallen in der Dosenbach-«Halbschuhliga». von Daniel Kehl

In meinem Kinderzimmer hing Anfang der siebziger Jahre ein Mannschaftsfoto des FC La Chaux-de-Fonds. Wie wurde ich zum Fan der Bergler? Wegen Daniel Jeandupeux' langen Haaren oder wegen der Sentimentalität meines Vaters, der als Pöstler ein Jahr lang im Jura gearbeitet hatte? Was ich wohl spürte: Der traditionsreiche FC La Chaux-de-Fonds strahlte damals noch immer grossen Stolz aus, zahlreiche Meistertitel und Cupsiege der Gelbblauen lagen nur wenige Jahre zurück, und als Kind war für mich klar, dass in der Westschweiz die eleganteren Fussballer spielen als in St.Gallen.

Die Kehrseite des Hochglanzfussballs

Die Vorfreude auf das Gastspiel des FCSG auf der Charrière auf meiner Tour durch die Stadien der Challenge League war entsprechend gross, die Ernüchterung am Spieltag auch: Von den 708 Zuschauern kamen gut 500 aus St.Gallen, der Rest waren Angehörige und Freunde der Chaux-de-Fonds-Spieler. Die Eltern des 18-jährigen Alic hielten mit der Videokamera jede Bewegung des Sohnes fest. Auf dessen Trikot war der Name des Vorgängers nur flüchtig mit Klebeband überdeckt worden.

Was die Episode beweist: Ein Ausflug in die Challenge League ist wohl nur ein Jahr lang lustig. Dort begegnen sich einst ebenbürtige Fussballwelten, die heute aber sportlich und finanziell nichts mehr miteinander zu tun haben. Der FC St.Gallen hat sich seit 1970 kontinuierlich zum sportlichen Aushängeschild der Ostschweiz entwickelt und dabei alle anderen Vereine der Region überrollt. Der FC La Chaux-de-Fonds ging genau den umgekehrten Weg, jenen in die Bedeutungslosigkeit.

Nach Jahren der Zerknirschung und der Demütigungen waren selbst eingefleischte Fussballfans Ende letzter Saison nicht unglücklich gewesen über den Abstieg. In der Ruhe der Provinz sollte sich der FCSG sportlich erholen und nach einem Jahr gestärkt ins A zurückkehren. Seltsam daran war nur, dass alle anderen Vereine der Liga dieses Drehbuch auch verinnerlicht hatten und uns ehrfürchtig empfingen, als wären wir das Barcelona der Challenge League. Eine verkehrte Welt: Spielte Grünweiss früher beim FCB, so wurden wir mit Bauern-Choreo und Kühen be-grüsst; machte die grünweisse Fan-Karawane dagegen nun in der Provinz der Challenge League Station, so rieb sich der Klubkassier freudig die Hände, in der Buvette wurden eilig die Biervorräte aufgefüllt und vor dem Eingang ein zweites Kassahäuschen geöffnet. Volksfest!

Doch uns allen wurde auch bewusst: Hätte der FCSG seine Saison verpatzt, so hätte sich die St.Galler Sport-Öffentlichkeit oder zumindest das Partyvolk auf den Rängen wohl spätestens im dritten Jahr der Zweitklassigkeit vom Verlierer-Klub FCSG abgewandt – hin zu einem erfreulicheren, modischeren Hobby. Denn die wahre Erkenntnis nach einem Jahr zweite Liga geht über Fan-Folklore und Bruchbuden-Romantik hinaus: In der Challenge League spielen die Verlierer, die niemand sehen will. Die Dosenbach-«Halbschuhliga», wie sie von Fans scherzhaft betitelt wurde, zeigt die Kehrseite des Hochglanzfussballs. Das angeschlagene Servette im immer noch faszinierenden Weinrot im gähnend leeren Stade de Genève verlieren zu sehen, schmerzt selbst das Herz gegnerischer Fussballgeniesser. Wehe dem, der in der B-Liga landet und dort nicht mehr herausfindet!

Wieder mit den Grossen spielen

Fünfzehn Spiele lang lernte ich neue Menschen kennen, verschiedenen Alters und unterschiedlicher sozialer Herkunft. Das mag mir den Vorwurf der Sozialromantik eintragen, doch dahinter steckt mehr: Ich glaube nun besser zu verstehen, was oft mehr als tausend Menschen jedes zweite Wochenende von St.Gallen aufbrechen liess zu einer Reise quer durch die Schweiz. Die reinen Liebhaber des Ballsports waren dabei klar in der Minderheit. Für den Rest war es ein grünweisses Happening: Ein Lehrling aus meiner Berufsschulklasse sagte mir, er hasse die Winterpause und sei scharf auf die Frühlingsspiele. Wir trafen uns bei jedem Auswärtsmatch, er ist kein Hooligan. Er meinte wohl das Gruppen-Erlebnis, den ritualisierten Support, die Einführung in Männerwelten.

Was bleibt von den Eindrücken? Was wird es so in der nächsten Saison definitiv nicht mehr geben? Wasserduschen während des Hitze-Matchs, die dank grosszügiger Mithilfe der Locarneser Wasserwerke vom Spielfeldrand her über die Fankurve niedergehen. Der Sack mit Bierbüchsen, der in Yverdon an einem Ast über der Mauer des Stade Municipal hängt und darauf wartet, dass er gepflückt wird. Und natürlich der wegen Baufälligkeit gesperrte Tribünenabschnitt in Biel. Die provisorischen Zäune auf dem Rankhof, die nur mit Plastikbändern festgemacht waren und unter dem Aufstiegsjubel der Fans einknickten wie Schilfrohr. Ganz sicher Nyons Blumenwiesen und seine friedliche Woodstock-Atmosphäre. All das machte meine Fussball-Ausflüge reizvoll und exotisch. Für das Geschäft mit dem Fussball sind diese Mängel tödlich. Aber nun dürfen wir ja wieder bei den Grossen mitspielen und verändern über die Sommerpause unsere Identität. Wir geben ab August im Super-League-Fussballtheater wieder den sympathischen Aussenseiter, der verbissen und unerschrocken gegen den Abstieg kämpft.

Daniel Kehl, 1962, ist Verfasser des Kultbuchs «Hutter & Mock» (Saiten Verlag, 2004). Er verpflichtete sich während der Barrage, entweder zu Fuss nach Genf zu laufen (im Falle des Ligaerhalts) oder in der B-Liga-Saison 2008/09 alle Auswärtsspiele des FC St.Gallen zu besuchen. Der hier in leicht gekürzter Form abgedruckte Rückblick ist Kehls letzte Kolumne dieser Reihe und ist zuerst in der «Wochenzeitung» erschienen.

Dieses Buch wird seine Bedeutung auch noch behalten, wenn der Globus längst verstaubt ist. Bild: pd

DIE ZWEITE MUMIE

Zur Ankunft der Globus-Kopie in St.Gallen eine Art Buchbesprechung. von Hans Fässler

Dass der geklonte Welt- und Himmelsglobus am 21. August aus Zürich in St.Gallen ankommt? Gähn! Dass er in einer Feier mit Bundesrat Pascal Couchepin empfangen wird? Who cares? Dass das 70'000 Franken kostet? Was ist das gegen 68 Milliarden? Hat jemand etwas anderes erwartet? Dass der Klotz aus Eiche, Nussbaum und Papiermaché in der Museumsnacht auf seine Eventtauglichkeit geprüft wird? Wen juckts? Dass es schon eine Diskussion gibt, wo der Globus definitiv ausgestellt werden soll? Sonst noch was? Dass der Glarner Kupferschmied, der die Schrauben für den Globus in Handarbeit gefertigt hat, bei TVO-Fritsche auf dem Sofa sitzen wird? So what? Dass man sich im politisch-ekklesiastischen Milieu darüber streitet, wessen Verdienst es sei, dass die «identitätsrelevanten Kulturgüter» nun wieder zuhause sind? Geschenkt! Dass man nun wieder Direktvergleiche mit der Schreiber- und Malerhand des «Psalterium Sangallense» machen kann, ohne nach Zürich reisen zu müssen? Wo ist die Fernbedienung?

Versuch einer Satire

In der Tat bedarf es einer gewissen Anstrengung, der klösterlichen Bibliothekaren-Posse und der zwanghaften Selbstinszenierung des K&K-Bildungsbürgertums – welche am 21. August 2009 ihrem letzten Höhepunkt zutaumelt – etwas Ernsthaftes gegenüber zu stellen. Es ist schwierig, keine Satire zu schreiben, doch soll es – noch ein letztes Mal – versucht werden.

Es gibt ein Produkt des so genannten Kulturgüterstreits, das bisher viel zu wenig gewürdigt wurde und das seine Bedeutung auch noch dann noch behalten wird, wenn der Globus schon längst zur zweiten Mumie der Stiftsbibliothek geworden ist. Ein Buch, dessen Gehalt und intellektuelle Tiefenschärfe deutlich über Steinach und Limmat hinausweisen, und welches den Horizont erweitern kann bis ins Nigerdelta, nach Port-au-Prince, Burma, Soweto und Maranhão. Zuhanden des Regierungsrates und des Katholischen Administrationsrates haben nämlich die Professoren Kay Hailbronner (Konstanz), Karl Heinz Burmeister (St.Gallen und Zürich) und Rainer J. Schweizer (St.Gallen) 2002 ein Gutachten abgeliefert, das geradezu mustergültig nachweist, wie man vorgehen muss, wenn historisches Unrecht bewältigt werden soll.

Die drei Phasen der Wiedergutmachung

St.Gallen meets Abuja: Schon der nigerianische Schriftsteller und erste afrikanische Nobelpreisträger Wole Soynika hat in einem schmalen Bändchen mit dem Titel «Die Muse der Vergebung» jene drei Phasen abgehandelt, die immer dann notwendig sind, wenn schweres historisches Unrecht – Genozid oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit – wieder gutgemacht werden soll und sich eine Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit oder die Opfer mit den Tätern aussöhnen sollen. Nötig ist zunächst einmal die Aufarbeitung der geschichtlichen Wahrheit, wenn möglich durch eine Zusammenarbeit der Opfer und der Täter beziehungsweise ihrer Nachkommen. Darauf muss als Zweites ein symbolischer Akt folgen, in welchem die Täter oder deren Nachkommen gegenüber den Geschädigten ihre Schuld oder Mitverantwortung anerkennen und bedauern. Und drittens schliesslich führt kein Weg an der materiellen Wiedergutmachung oder der Restitution vorbei.

Nun gehört das St.Gallen angetane Unrecht wohl nicht zu den schwersten der neueren Geschichte, aber trotzdem haben die Autoren Hailbronner, Burmeister und Schweizer mit grossem Detailreichtum aufgezeigt, was 1712 bei der Besetzung des Klosters durch die Berner und Zürcher Truppen genau geschehen ist. Insbesondere haben sie überzeugend nachgewiesen, dass diese Besetzung und der Abtransport der Kulturgüter nicht in einem rechtsfreien Raum von «Recht des Stärkeren» und «Krieg ist halt Krieg» geschehen ist, sondern dass es bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts alteidgenössisches Verfassungsrecht, Kriegsrecht sowie völkerrechtliche Schranken der Kriegsführung gab.

Gestützt auf diese historische und juristische Argumentation («Begrenzung der Schädigung auf die Kriegskosten», «Schutz von ‹res sacrae›», «Verbot der Schädigung von Kirchen und Klöstern», «Restitutionspflicht») und mit der Drohung, ans Bundesgericht zu gelangen, konnte St.Gallen schliesslich grossen öffentlichen und moralischen Druck aufbauen. Die Rechtsnachfolger der Täter, der Kanton Zürich, wurden dadurch gezwungen, das geschehene Unrecht anzuerkennen und in einen Verhandlungsprozess einzutreten. Unter Vermittlung des Bundes gemäss Art. 44 Abs. 3 der Bundesverfassung kam es schliesslich zum heute gültigen Kompromiss und einer weitgehenden Versöhnung der beiden Streitparteien.

Keine Rückerstattung kolonialer Schulden

Zurück nach Nigeria, wo am 9. Juni dieses Jahres eine Einigung erzielt wurde, die viele Parallelen mit der St.Galler Geschichte aufweist, auch wenn es dort um wesentlich mehr ging, was die Grösse des erlittenen Unrechts betrifft. Dort haben es die Hinterbliebenen des 1995 nach einem Schauprozess gehängten Schriftstellers Ken Saro-Wiwa geschafft, mit der

Drohung eines Prozesses vor einem US-Bezirksgericht den wegen Umweltverbrechen und Mitschuld an der Hinrichtung der «Ogoni Nine»-Aktivisten angeklagten Shell-Konzern zu einer aussergerichtlichen Einigung zu zwingen und zur Bezahlung von fünfzehn Millionen US-Dollar zu verpflichten.

Möglich wurde dies durch ein US-amerikanisches Gesetz, das aus den Zeiten der atlantischen Piraterie stammt: Der Alien Tort Claims Act von 1789 macht es möglich, dass Ansprüche, die sich auf das US-amerikanische Zivilrecht stützen, vor amerikanischen Gerichten verhandelt und erklagt werden können, selbst wenn die Beteiligten nicht amerikanischer Nationalität sind und die Verstösse gegen das Völkerrecht nicht auf amerikanischem Boden stattgefunden haben. Dieses Gesetz führte bereits im Fall «Doe vs. Unocal» zu einer aussergerichtlichen Einigung zwischen Menschenrechtsorganisationen und dem Ölkonzern Unocal, dem die Beteiligung an schweren Menschenrechtsverletzungen in Burma vorgeworfen wurde. Noch hängig ist ein Prozess unter demselben Rechtstitel gegen verschiedene europäische, amerikanische und einige schweizerische Konzerne wegen Beihilfe zur Apartheid in Südafrika. Der Alien Tort Claims Act ist auf seine Art ein derart mächtiges und erfolgreiches Instrument zur Wiedergutmachung von historischem Unrecht geworden, dass es in den USA auch schon Bestrebungen gab, dieses Gesetz abzuschaffen, bisher allerdings erfolglos.

Forderungen nach Wiedergutmachung der Sklaverei oder nach Rückerstattung kolonialer Schulden – etwa durch Frankreich an Haiti im Umfang von 21 Milliarden Dollar – haben hingegen bisher zu keinem Durchbruch geführt. Die Millionen von Nachkommen von Millionen von geschundenen und ausgebeuteten Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter im atlantischen Raum haben schlicht das Pech, weder die finanziellen und personellen Ressourcen noch ein völkerrechtliches Instrument zu haben, um die Wiedergutmachung der an ihnen verübten Menschheitsverbrechen erfolgreich durchzusetzen. Versuche hat es seit dem 19. Jahrhundert zu Dutzenden gegeben, die aber meist seitens der europäisch-amerikanischen weissen Eliten gar nicht ernst genommen und auch von den Medien nicht in die öffentliche Wahrnehmung transportiert wurden.

> Das St.Gallen angetane Unrecht gehört wohl nicht zu den schwersten der neueren Geschichte.

Herr-im-Haus-Politik

Man kann sich als intellektuelle Fingerübung einmal ausmalen, was passiert wäre, wenn Zürich und die Schweizer Öffentlichkeit mit dem St.Galler Anspruch auf Restitution so umgegangen wären, wie die bürgerliche Politik und die Machthaber der ersten Welt mit den Ansprüchen der Opfer von Kolonialismus, Rassismus und Sklaverei aus den USA, Haiti, Afrika oder Lateinamerika. Über die ersten Bemühungen des stellvertretenden Stiftbibliothekars Karl Schmuki und des Kantonsbibliothekars Cornel Dora hätte man zuerst mal gelacht und ihnen väterlich bedeutet, es gebe doch wirklich Wichtigeres als einige verstaubte Manuskripte und einen alten Globus. Den Kanton St.Gallen hätte man belehrt, man solle sich doch besser mit der Zukunft befassen und vorwärts schauen, statt ständig in der Vergangenheit zu wühlen. Der Zürcher Regierungsrat hätte in einem Communiqué die Frage aufgeworfen, wo man denn hinkäme, wenn man jedes Unrecht der letzten 300 Jahre wiedergutmachen wolle. Und im Übrigen hätten damals andere Rechtsgrundlagen gegolten. Die Archive mit den Akten über den Kulturgüterraub hätte man geschlossen, weil diese allenfalls zu zivilrechtlichen Ansprüchen führen könnten. Man hätte Überlegungen angestellt, wie man Art. 44 Abs. 3 der Bundesverfassung wieder abschaffen könnte. Und St.Gallen hätte feststellen müssen, dass die Mittel für ausführliche Gutachten und langwierige juristische Auseinandersetzungen fehlten, und dass in der Presse kaum über die ganze Sache berichtet würde, ausser vielleicht mal in einem süffigen und herablassenden Kommentar.

Natürlich kann man – so sei zum Schluss noch festgehalten – über die «Heimkehr» des Globus und der Handschriften denken, was man will. Man darf sich selbstverständlich auch herzlich darüber freuen. Auch über die Wiedergutmachungs-Forderungen der Machtlosen und der Nobodys dieser Welt kann man denken, was man will. Man kann sie selbstverständlich auch mit guten Gründen als taktisch falsch kritisieren. Aber wer – wie weite Teile der st.gallischen Politik – im Fall des Globus lautstark Wiedergutmachung historischen Unrechts fordert, den Opfern von schweren Menschenrechtsverletzungen in den Ländern des Südens dieses Recht jedoch abspricht, muss mit dem Vorwurf leben, rassistische weisse «Herr-im-Haus-Politik» zu betreiben.

ZÜRICH HAT GEWONNEN!

Interview mit Rainer J. Schweizer, Professor für Öffentliches Recht, Europa- und Völkerrecht an der Uni St.Gallen und Co-Autor des Buchs «Der Anspruch von St.Gallen auf Rückerstattung seiner Kulturgüter aus Zürich».

Saiten: Mit welchen Gefühlen sehen Sie dem 21. August entgegen?

Rainer J. Schweizer: Dass ein Teil der geraubten Kulturgüter von Zürich nun nach St.Gallen zurückkommt – wenn auch nur als Leihgabe –, ist erfreulich. Dass aus dem Landesmuseum, das dem Bund gehört, nur die Kopie des Globus kommt, ist unverständlich.

Warum hat Ihrer Meinung nach St.Gallen um die Kulturgüter kämpfen müssen?

Der Status des Weltkulturerbes verpflichtet St.Gallen dazu, die Gesamtheit der Kulturgüter zu erhalten oder möglichst wieder herzustellen. St.Gallen wurde nicht so sehr wegen der Kathedrale und dem Kloster in die Liste aufgenommen, sondern vor allem wegen der Bibliothek, welche nördlich der Alpen einmalig ist.

Für Sie sind die geraubten Kulturgüter im st.gallischen Sinn also nicht «identitätsstiftend»?

Die Stiftsbibliothek und ihre grossartigen Schätze sind zu Recht der Stolz von Stadt und Kanton St.Gallen. Doch kulturgeschichtlich gesehen geht es um ein ausserordentliches kulturelles Erbe der Menschheit und nicht etwa um die Besitztümer eines absolutistischen Monarchen, der ja der Abt von St.Gallen letztlich war.

Sie haben ein Gutachten zum «Kulturgüterstreit» verfasst sowie eine Untersuchung über die Schweizer Zusammenarbeit mit dem südafrikanischen Nachrichtendienst während der Apartheid durchgeführt. Ist es ein Zufall, dass Sie sich in den letzten Jahren gleich zweimal intensiv mit der Aufarbeitung und Wiedergutmachung von historischem Unrecht befasst haben?

Dass ich zu diesen Mandaten kam, war mehr oder weniger Zufall. Aber meine Interessenschwerpunkte liegen eindeutig im Bereich von Grund- und Menschenrechtsfragen. Und wenn es um schwere Menschenrechtsverletzungen oder Staatsunrecht geht, muss man aktiv werden.

Was ist ein Staatsunrecht?

Zum Beispiel, wenn sich ein Gemeinwesen an der Sklaverei und am Menschenhandel beteiligt hat. Ich würde deshalb nicht ausschliessen, dass in den Fällen von Zürich und der Bank Leu, Bern mit der Beteiligung an der englischen «South Sea Company» oder Solothurn mit seinen Investitionen in die Mississippi-Compagnie von John Law eine Pflicht zur Wiedergutmachung auch juristisch begründet werden könnte. **Hans Fässler**

Rainer J. Schweizer, Kay Hailbronner und Karl Heinz Burmeister: Der Anspruch von St.Gallen auf Rückerstattung seiner Kulturgüter aus Zürich. Schulthess, Zürich 2002.

DER KULT DES «ORIGINALS»

Gedanken zur Globuskopie in der St.Galler Stiftsbibliothek. von Peter Müller

Wer ist sich noch bewusst, dass die Karyatiden-Figuren auf der Athener Akropolis Kopien sind? Wer regt sich noch über Lascaux II auf?

«Eine Globus-Kopie. Eine Kopie!» Viele Leute verstehen es nicht. Für sie wird der barocke Bibliothekssaal durch dieses Artefakt gestört, verunstaltet. Er verliere an Stimmung und Substanz, könne zum Eindruck führen, auch die alten Handschriften seien Faksimiles. Und die Globus-Kopie selbst – so die Kritik – hat nicht mehr die Aura des «historischen Requisits». Mit ihr hat kein Stiftsbibliothekar dem Abt je irgendwelche fernen Länder erklärt («Nein, Sumatra liegt dort»).

Für den interessierten Beobachter bestätigen diese Reaktionen einen alten Verdacht: Unterschwellig sind in der St.Galler Stiftsbibliothek die Mechanismen der Reliquienverehrung am Werk. Nur ein «originales» historisches Objekt ist ein gutes Objekt. Es ist aufgeladen mit Authentizität und Charisma und ermöglicht damit die Begegnung mit einer höheren Wirklichkeit – wie seinerzeit die Reliquien. Entsprechend andachtsvoll werden die Handschriften und Bücher der Bibliothek noch heute präsentiert und zelebriert. Hineinspielen dürfte beim Ganzen aber auch ein Erbe des bürgerlichen 19. Jahrhunderts. Die Geschichte wurde damals zu einer Art weltlicher Religion; sie bot eine Form von Transzendenz, verbunden mit dem Kult des Objektes. Die «Sehnsucht nach dem Original» wird heute zudem durch den Alltag gefördert. Er ist regelrecht von Kopien überschwemmt: von Kunst bis Mode, von Musik bis zu Ladenketten. Das verlangt nach Kompensation. Kurz: Wir sind so disponiert, dass wir mit «Nicht-Authentischem» in der Stiftsbibliothek Mühe haben.

(Un)behagliche Faksimiles

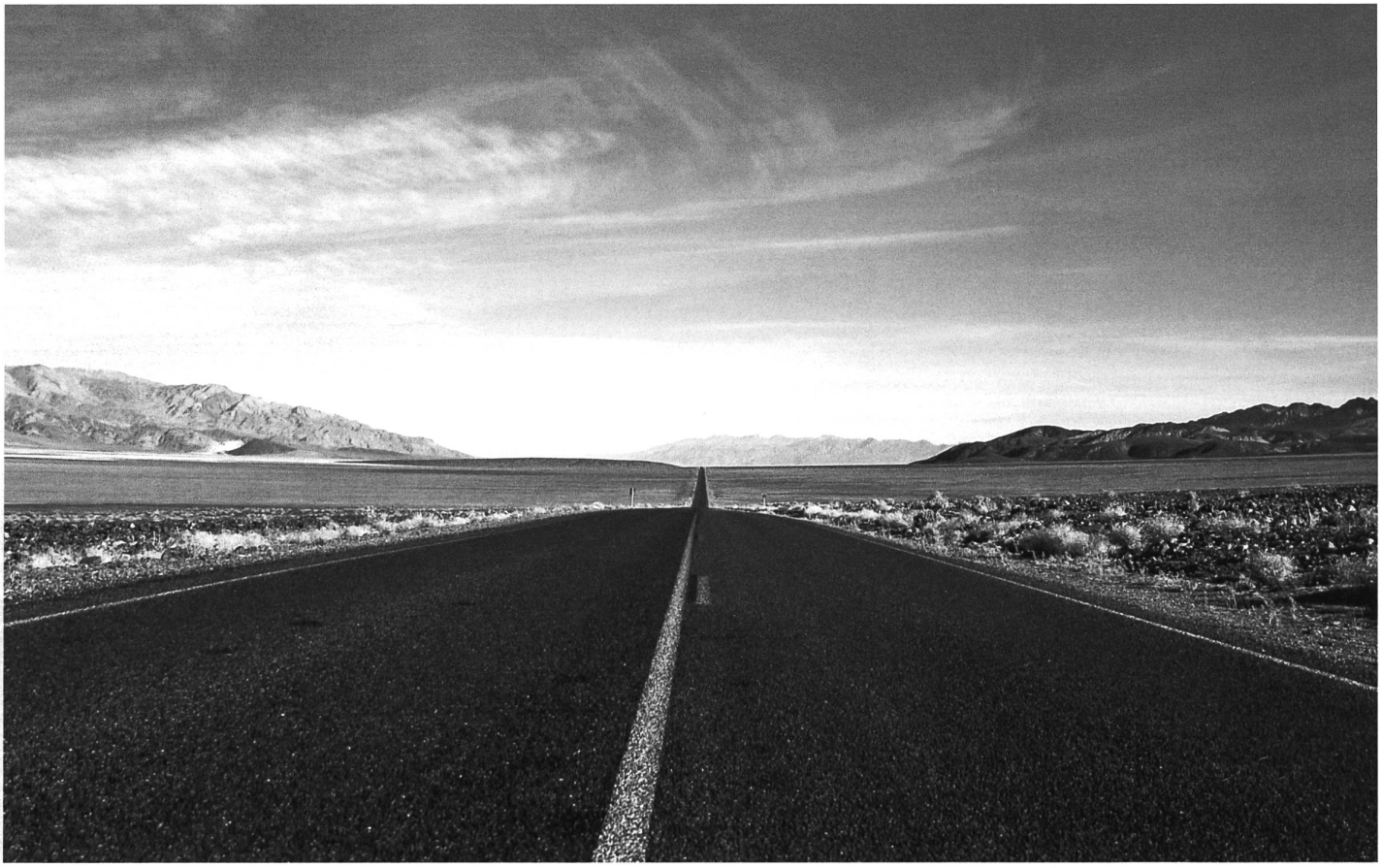
Die Globuskopie, die uns im Rahmen des Kulturgüterstreites geschenkt wird, fordert auf, gängige Denk- und Wahrnehmungsmuster zu hinterfragen: Was genau geht verloren, wenn eine Handschrift ins Internet gestellt wird? Warum würden wir uns unbehaglich fühlen, wenn in den Regalen der Stiftsbibliothek ausschliesslich Faksimiles stünden? Lohnend ist in diesem Zusammenhang auch der Blick auf nicht-westliche Kulturen. «Wer die historischen Tempel von Kyoto besucht, wird finden, dass ein Gebäude zwar auf das 12. Jahrhundert zurückgeht, aber seitdem regelmässig abgerissen und wieder aufgebaut wurde», schreibt der Historiker Philipp Blom. «Für den Ahnenkult des Shintoismus ist altes Gebälk wertlos. Was zählt, ist nur das Weiterführen einer lebendigen Tradition.» Unser westlicher Hang zum Dokumentieren, Archivieren, Konservieren und Restaurieren muss aus dieser Optik seltsam und verkrampft anmuten.

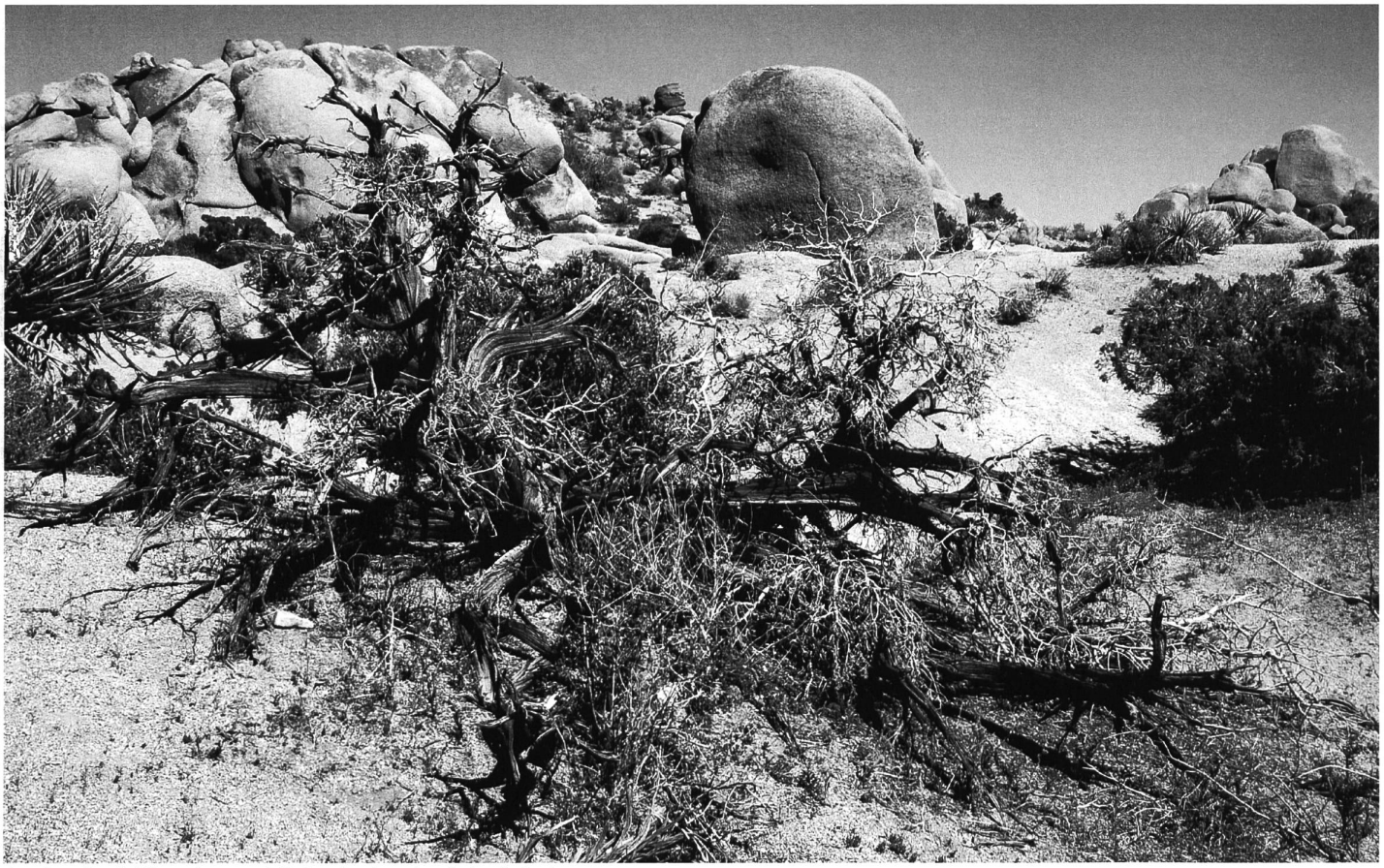
Diese Fragen sind damit von einiger Relevanz, stellen sich allerdings nicht nur in St.Gallen. Für grosse Diskussionen sorgten sie zum Beispiel 2008, als in Zürich-Oerlikon eine Kopie des Grabes von Pharao Tutenchamun ausgestellt wurde: Disneyland oder kreativ-praktisches Vermittlungskonzept? Anderswo hat man sich längst an den Zugang über die Kopie gewöhnt. Wer ist sich noch bewusst, dass die Karyatiden-Figuren auf der Athener Akropolis Kopien sind? Die Originale hatte man in den neunziger Jahren vor dem Smog der Stadt in Sicherheit bringen müssen. Wer regt sich noch über Lascaux II auf? Die Original-Höhle hatte man 1963 – nur 23 Jahre nach ihrer Entdeckung – fürs Publikum schliessen müssen. Der CO2-Ausstoss der Besucher hatte den Felszeichnungen bedenklich zugesetzt. So entschlossen sich die Verantwortlichen, eine exakte Nachbildung der Höhle zu bauen. Und eine Rekonstruktion wie die zweigeschossige Stoa des Attalos in Athen ist schlicht toll – sie bereichert den Besuch des antiken Stadtzentrums um wertvolle Erlebnisse und Einsichten.

Virtuelle Schatten

Natürlich haben solche Kopien – sie mögen noch so perfekt sein – ihre Grenzen. Das Problem erschöpft sich aber nicht im Gegensatz «Original – Kopie». Die «Originalität» des Originals wird heute noch von ganz anderem bedroht. In unserem postindustriellen Medienzeitalter haben viele Museums- und Kunstobjekte sozusagen eine zigfache, multivariable Präsenz – nur schon im Internet und in der Fachliteratur. Wenn Peter Schlemihl in der berühmten Geschichte Adalbert von Chamissos seinen Schatten verliert, so hat das Grab von Tutenchamun ein ganz anderes Problem: Es wirft einen zigfachen realen, medialen und virtuellen Schatten, ein zigfaches Spiegelbild, und droht, darin zu verschwinden. Ähnliches gilt für Natursehenswürdigkeiten. Wer den Rheinfall bei Neuhausen über viele Jahre nur auf Kalendern und Schokoladeverpackungen sieht und dann plötzlich vor ihm steht, empfindet den Anblick als ziemlich surreal: «Den gibts ja wirklich! Wurde er von der Schweizer Schokoladenindustrie gesponsert?»

Gefahr droht aber auch von der schieren Masse all dessen, zu dem wir heute Zugang haben – wie Besucher auf einem gigantischen Bazar, der Tag und Nacht geöffnet ist. Sie macht uns fahrig, oberflächlich, voreilig. Um einem «Original» wirklich zu begegnen, müssen wir die Begegnung wollen und uns darum bemühen. Sonst sehen wir es selbst dann nicht wirklich, wenn wir es direkt vor der Nase haben. Auch in der St.Galler Stiftsbibliothek nicht.

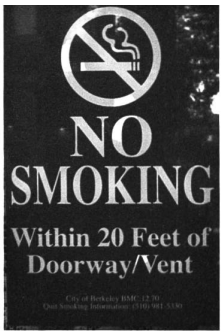




Bilder: Peter Dörflinger

Atemberaubende Dimensionen und direkter Fusskontakt mit der Geologie.

CRISIS? WHAT CRISIS?



Nach der Wahl von Barack Obama zum 44. US-Präsidenten fiel meine Standardausrede weg, mit der ich in den letzten acht Jahren Einladungen in die USA abzulehnen pflegte. Im April reisten wir nun einen Monat lang zwischen San Diego, San Francisco und der Grenze zu Nevada. Nachdem ich Kalifornien bereits 1990 und 1995 bereist hatte sozusagen für einen zweiten Blick.

Die Welt steht unter Führung der USA in der grössten wirtschaftlichen Krise seit den dreissiger Jahren, wie man aus den Medien weiss. «Crisis? What crisis?», fragt der Lastwagenfahrer in Victorville, den ich frage, was er über die Krise denke, nachdem er sich bei mir eine Zigarette schnorrte. Er sei schon seit einem Jahr arbeitslos, sollte einen neuen Job finden, bei der Fürsorge sei sein Antrag abgelehnt worden, und das Geld sei etwas knapp. Was er denn jetzt mache? Er kümmere sich um seine Mutter. Sie ruft ihn prompt nach der Hälfte der Zigarette in den Drug-Store.

Die Bilder von reihenweise zum Verkauf ausgeschriebenen Häusern haben wir nicht gefunden. Vielleicht sind wir die falschen Strassen entlang gefahren, oder die Bilder in den Medien sind «gepimpt». Die Zeltstadt der obdachlos gewordenen Hausbesitzer ohne Einkommen befindet sich angeblich in Sacramento, taugt aber nicht als allgemeine Metapher für den Zustand dieses Staates.

Sweethearts und Bettler

Obdachlose gehören seit Jahrzehnten zum Strassenbild. Was in den Siebzigern als «freedom of lifestyle» gesellschaftlich akzeptiert wurde, hat mittlerweile weniger mit Freiheit als mit Elend zu tun. Reagan hat als US-Präsident die Mental Hospitals geschlossen, seither wurden mangels Finanzen keine mehr geöffnet, nicht unter Clinton und, absehbar, auch nicht unter Obama.

Die Lunatics und Homeless leben weiterhin auf der Strasse zwischen Suppenküche und billigen Motels mit Gutscheinen vom Sozialamt. Armut ist nicht an Hungerbäuchen und ausgezehrten Gestalten abzulesen, sondern an fehlernährten XXXL-Menschen. Erstaunlich ist das zumindest gegen aussen verkörperte Selbstbewusstsein, mit dem sich diese Menschen im Fettberg-Kostüm durchs Leben mühen. Die sportlichen Jungen und vom Fitnessdiktat gesteuerten Älteren und Alten joggen und walken sich derweil die kopfhörerverstopften Ohren aus dem Gesicht und kaufen für ihre Sweethearts im Haustiersupermarkt ein, vor dem Bettler ihre Hand für «change» hinhalten.

Tabakfreie Zonen

Das Land der Freiheit präsentiert sich unglaublich reguliert. So viele Verbotsschilder müssen zuerst einmal gelesen werden. Diesem Overkill an Signalen zum Trotz übernachten viele Obdachlose an Stränden und in öffentlichen Parks, selbst an bester Lage unbehelligt oder gar unter Polizeischutz. Wegweisungen gehören nicht ins deklariert oder unterschwellig repressive Standardrepertoire im Schwarzeneggerland. Letzte Reste von «freedom of lifestyle»? Rauchen darf man in Kalifornien nicht nur drinnen ausnahmslos nirgends mehr, auch in der unmittelbaren Umgebung von Restaurants ist es verboten. In Parks und an Stränden gibt es bereits Rauchverbotszonen, und El Cajon, eine Vorstadt von San Diego, ist zur tabakfreien Zone erklärt geworden. Da bleibt nur noch der Rückzug ins Private, sprich Haus und Auto – sofern vorhanden. Europa freu dich!

Eiswürfelapparate an der Sonne

Das «grüne» Kalifornien ist kein bisschen über die Ankündigungen Anfang der neunziger Jahre hinausgekommen. Noch immer will man in Motels die Welt mit dem mehrmaligen Gebrauch von Frottiertüchern retten, und die Autos folgen ungebremst der «supersize»-Maxime. Je grösser und schwerer die SUVs, desto naturnaher ihre Modellnamen: Sequoia, Tacoma, Tahoma, Youkon et cetera. Ob das Ende des Alphabets bald erreicht ist?

Einziger ökologischer Lichtblick: Energiesparlampen haben sich offensichtlich dank eines erschwinglichen Preises durchgesetzt. Hat die stadtsanktgallische FDP ihren Wahlkampfhit vom letzten Herbst etwa beim schauspielernden Umweltaktivisten und Geschäftsmann Ed Begley Jr. abgekupfert? Der Stromspareffekt dürfte allerdings schon längst hinfällig sein angesichts der dauerbetriebenen Klimaanlagen, des weitverbreiteten Kochens von Fertigmahlzeiten mittels Tiefkühltruhe und Mikrowelle und den allgegenwärtigen Eiswürfelapparaten, die noch immer an der prallen Sonne stehen.

Die Angst vor Asiaten

T. C. Boyle lässt in seinem Roman «The Tortilla Curtain» (Deutsch: «Amerika») dramatisch zugespitzte Lebensausschnitte eines illegalen Mexikaner- und eines aufstrebenden weissen Mittelschichtpaares in mäandernden Bögen gegeneinander laufen und zeichnet ein prägnantes Gesellschaftsbild. Der Roman spielt im hippen Topanga Canyon am nordwestlichen Rand von Los Angeles. Wir fahren durch die Gegend und sind verblüfft, als wir bei der Post am späten Vormittag im Schatten eines Baumes Mexikaner auf Arbeit warten sehen.

Die Überfremdungsangst der weissen Amerikaner fokussiert nicht mehr in erster Linie auf Mexikaner beziehungsweise Hispanics, sondern auf Asiaten, insbesondere Chinesen, wie uns ein Kellner in Santa Monica erklärt. In Texas, wo er herkomme, herrsche allerdings Krieg an der amerikanisch-mexikanischen Grenze. Er sei in Corpus Christi aufgewachsen, kenne aber niemanden mehr dort, weil alle – er meint wohl alle Weissen – weggezogen seien.

Einfältige Architektur

Wo Handarbeit gefragt ist, also in Restaurants und Hotels, in der Landwirtschaft, in Haushalten und Gärten sind ausschliesslich Hispanics am Werk. An der Universität in Berkeley fehlen sie fast vollständig, dafür ist dort die grosse Zahl von asiatischen Studierenden augenfällig. Mag sein, dass dies ein Grund für die latente Ablehnung gegenüber Asiaten ist.

Trotz aller Anzeichen einer problematisch segregierten Gesellschaft schöpft Kalifornien auch aus seiner Multikulturalität: Fusion ist das Stichwort, beispielsweise in der Küche. Unvergesslich der nach Blumen duftende Risotto «out of control» im «Spread», einem vegetarischen Restaurant in North Park, San Diego, das von einem ehemaligen New Yorker Rechtsanwalt und seiner Frau geführt wird. In der Architektur hingegen, die weitgehend von Bauvorschriften befreit ist, fehlen gute Würfe auch an besten Lagen. Erstaunlich, angesichts der Tatsache, dass rund neunzig Prozent der Kalifornier in Einfamilienhäusern leben. Der dröge Mix in der Bandbreite von «Pueblo-Stil», Tempelästhetik, Viktorianik und transportablen Fertighäusern steht in seiner Einfältigkeit unseren Einfamilienhaussiedlungen in nichts nach. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Ein Tag, drei Jahreszeiten

Auf Mitteleuropäerinnen und -europäer übt die Wüste eine anhaltende Anziehungskraft aus. Man steht ohne Wiesenteppich direkt auf der Geologie, die sich in horizontalen Schichtungen und atemraubenden Dimensionen offenbart. Augenscheinlich wird klar, welches Privileg in Mitteleuropa allgegenwärtiges Wasser und Humus bedeuten. Die biblische Metapher der Unterwerfung der Natur offenbart sich links und rechts entlang der Highways in Quadratkilometer grossen Plantagen. Das Death Valley ist die berühmteste Adresse zum Studium der sich mehr oder weniger selbst überlassenen Natur.

Landschaften und naturnahe Vegetation wechseln so schnell und greifen ineinander, dass unsere Vorstellungen von Klimazonen rettungslos über den Haufen geworfen werden. Mit dem Auto unterwegs (womit sonst?) kann man im Frühling östlich und westlich der Sierra Nevada an einem Tag durch drei Jahreszeiten fahren.

Kalifornien ist alleweil ein zweite Reise wert. In jeder Beziehung bleibt etwas Ambivalentes zurück. Die unvermeidliche Verschiebung des guteidgenössischen Koordinatensystems ist belebend – und die Zukunft ohnehin unsicher. So what?

Peter Dörflinger, 1962, hat seinen Job als Rechtsanwalt, seine politischen Mandate in St.Gallen und das Präsidium des Vereins Saiten (2004–2009) an den berühmten Nagel gehängt. Er reiste im April 2009 mit seiner Lebensgefährtin einen Monat lang durch Kalifornien.